

Psychologische Literaturwissenschaft im inneren Exil.

Besprechungssessay in: Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse/ Freiburger literaturpsychologische Gespräche 25. Würzburg: Königshausen&Neumann (2006g), S. 290-304.

Harald Weilnböck

Eva Jaeggi und Hilde Kronberg-Gödde (Hg.): Zwischen den Zeilen. Literarische Werke psychologisch betrachtet, Gießen: Psychosozial-Verlag 2003, – 399 S.; 29,90 €

Ada Borkenhagen (Hg.): Sisyphus – Jahrbuch Colloquium Psychoanalyse 1, Frankfurt/ M.: Sigmund-Freud-Buchhandlung/ Déjà-vu, 2004. – 204 S.; 26,00 €

Eva Jaeggi, Günter Gödde, Wolfgang Hegener und Heidi Möller: Tiefenpsychologie lehren – Tiefenpsychologie lernen, Stuttgart: Klett-Cotta, 2003. – 317 S.; 27,50 €

Zunächst muss ausdrücklich gesagt werden, wie erfreulich und hoffnungsvoll das Erscheinen dieser Bände ist. Wenn wie bei Jaeggi/ Kronberg-Gödde 24 Autor/innen aus sozialpsychologischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Arbeits- und Forschungsfeldern 31 psychologische Betrachtungen über literarische und filmische Werke geben und dabei die kulturanalytische Erschließungskraft von verschiedenen tiefenpsychologischen/ psychoanalytischen Begriffen erproben, beweist dies die Lebendigkeit des Feldes der Literaturpsychologie. Dass keine einzige Universitäts-Literaturwissenschaftler/in vertreten ist und somit keine Bündelung der Kompetenzen von philologischen Textwissenschaften und handlungstheoretischen Psychologien erfolgen kann, muss die Freude natürlich trüben. Und dies ist leider kein Zufall: Bildet sich doch in dieser bedauerlichen Tatsache vor allem ein übergreifendes Problem der angestammten Geistes- und Literaturwissenschaften ab, die sich gegenüber psychologischen und interdisziplinären Arbeitsansätzen neuerdings wieder zunehmend reserviert verhalten. Akademisch gesehen ist die psychoanalytische Literaturpsychologie eigentlich kaum noch existent – jedenfalls nicht in den Literaturwissenschaften und in angemessener institutioneller Verankerung. Einen Lehrstuhl oder Studiengang für tiefenpsychologische/ psychoanalytische Literatur- und

Kulturwissenschaft gibt es nicht, und gerade in den Literaturwissenschaften scheint die Entstehung eines solchen am aller unwahrscheinlichsten. So manche frühere Protagonist/innen dieser Forschungsrichtung in den Philologien sind heute nicht mehr leicht als solche zu erkennen. Die meisten Personen, deren Name fest mit diesem Fragenbereich verbunden sind, weil sie sich über Jahrzehnte intensiv mit ihm beschäftigt haben, sind emeritiert oder kurz davor – Nachwuchs in aussichtsreicher Position ist kaum zu erkennen; auch eine entsprechende akademische Nachwuchsarbeit gibt es nicht.

Die deutschen Literaturwissenschaften scheinen also bald wieder weitgehend „psychoanalysefrei“ sein zu wollen.¹ Dies ist bedauerlich und paradox, da gerade in den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren beeindruckende Fortentwicklungen z.B. in den Bereichen der klinischen Entwicklungspsychologie/ Bindungsforschung, Psychotraumatologie, der Forschung über die Störungen auf dem mittleren, borderlinen Niveau, der psychologischen Narratologie sowie der empirischen Interaktions- und Psychotherapieforschung erzielt worden sind (vgl. Bohleber/ Drews). Jedoch: Es herrscht die so genannte ‚Re-Philologisierung der Geisteswissenschaften‘! – ein wissenschaftspolitisches Roll-Back, das zurück zu einer gewissermaßen ‚reinen‘ Philologie führen zu wollen scheint und sich auf historisch-deskriptive Textwissenschaft, Motiv- und Ideengeschichte, Editionsprojekte, exegetisch eruierte Text- ‚Bedeutungen‘ und intertextuelle Bezüge etc. verlegt; alles durchweg ehren- und wertvolle Tätigkeiten, die heute jedoch mittelbar im Schatten eines defensiv beharrenden, philologischen Zeitgeistes im älteren Sinn stehen, der sich energisch nicht nur gegen psychologische Fragestellungen, sondern gegen jegliche handlungswissenschaftliche und interaktionsanalytische Zugänge wehrt.²

Wer sonst also sollten die rechtmäßigen Verweser einer tatsächlich interdisziplinären, psychologischen, aber auch schulen- und methodenoffenen Erforschung von literarischen, ästhetischen und medialen Phänomenen sein, als diejenigen Sozialpädagog/innen, Psychotherapeut/innen, Sozial- und Kommunikationsforscher/innen, freiberuflichen Supervisor/innen etc., die aus freien Stücken neben ihrer eigentlichen Arbeit noch die Literatur und die Künste goutieren und diese auch als Ressource der wissenschaftlichen Forschung und Ergebnisvermittlung nutzen. Entsprechend erfolgt im Band von Jaeggi/ Kronberg-Gödde die

¹ So Carl Pietzcker in seiner literaturpsychologischen Wegbeschreibung der Nachkriegszeit: „Die Nationalsozialisten hatte Deutschland nicht nur ‚juden-, sondern auch psychoanalysefrei‘ gemacht. [...] Was die deutsche Literaturwissenschaft angeht, so hatte sie bis zur Studentenrevolte die spärlichen Ansätze psychoanalytischer Annäherung an die Literatur aus der Zeit vor 1933 nicht wieder aufgegriffen“ (64).

² Ausführlicher zu diesem und ähnlichen Beispielen aus der aktuellen Antragstellungserfahrung vgl. Weilnböck 2006a/ b)

Rubrizierung der Textuntersuchungen entlang der klassischen Neurosenlehre sowie von allgemeinen psychologischen Themen. Unter der ersten Rubrik: „Jugend – Zeit der Unruhe und Neuorientierung“ bietet Brigitte Müller-Bülow eine stimmige Darstellung von Robert Musils *Törleß*. Die (epochalen) „Verwirrungen“ des „Zöglings“, der von den „liebend“ und/ oder „symbiotisch“ über ihn wachenden Eltern (23) in ein „paramilitärisches Eliteinternat“ gegeben wird, führen ihn zu den raubeinigen Mitschülern Reiting und Beineberg in eine verschwiegene Dachkammer des Internats, wo man nicht nur trefflich „philosophiert“, sondern in sadomasochistischen und homoerotischen Szenen den schwachen und femininen Mitschüler Basini quält. Man kann durchaus von einem „Entwicklungsroman“ über jugendliche Identitätsbildung sprechen (21). Fraglich scheint jedoch, ob man das „Polymorph-Perverse“ wirklich als Entwicklungsschritt in ein ahistorisches Konzept der Adoleszenz (nach Erikson) integrieren sollte (25, 28). Näherliegend ist, im Erscheinungsjahr 1909 den Vorabend des Ersten Weltkriegs zu erkennen und den Text unter Rubriken wie ‚maligner Narzissmus‘ oder ‚transgenerationale Beziehungstraumatik‘ zu fassen. Hier wie dort bliebe jedenfalls zu klären, wie der Roman mit der Leserschaft interagier(t)e, wie also seine Übertragungsdynamik verläuft, zumal Musil eine „psychologische Kunst“ wollte, die „nicht begreiflich, sondern fühlbar machen“ soll (22).

Ähnliches gilt auch für die Analyse von Hans-Ulrich Treichels *Der irdische Amor*, der zweifellos als treffliches Beispiel einer nicht geglückten Adoleszenzentwicklung gelten kann. Der Held ist ein larmoyanter Muttersohn, ein hochmöglicher, aber vielfach durch Scham und Grandiosität blockierter, hypochondrischer und hysterischer Kunstgeschichtsstudent, der in Studium und Liebe auf eine dermaßen erbärmliche Art scheitert, dass er beinahe noch Michel Houellebecqs bizarre Helden in den Schatten zu stellen droht. Umso begreiflicher, dass sich Johanna Müller-Ebert in ihrer stimmigen, wenngleich weitgehend inhalts-orientierten Darstellung nicht aus den textuellen Übertragungen zu lösen und diese zum Gegenstand der Überlegungen zu machen vermag. Deshalb wird mitunter in recht moralisierender Weise mit dem Protagonisten gehadert, dass dieser „die Prüfung nicht [an]nimmt, den Preis an das Leben nicht [zahlt]“ (42), „nicht authentisch“ ist (41), er in der „ihm eigenen Grausamkeit“ keine Klärungen vollzieht (39) und „der Welt nicht entgegen[tritt]“ (34). Kurz: Der Held hat „die Entwicklungsaufgabe der Reifung nicht gelöst“, bleibt „ungeläutert“ (33, 38, 42), und die „nötige Sublimierung“ des „heftigen Sexualtriebs“ ist nicht gelungen (Jeaggi/ Kronberg-Gödde 20). Wie sehr doch ein ahistorisches Adoleszenz-Modell zu erhobenem Zeigefinger und Empathieverlust verführt! Dies würden die Autor/innen gerade dieses Bandes ohne Zweifel

unterschreiben. Es muss also am Text liegen, der offensichtlich die Interpret/innen agieren macht. Genau dies jedoch gilt es in einer methodologisch kontrollierten (Gegen-)Übertragungsanalyse nachzuvollziehen, wobei sicherlich auch wie von selbst wichtige Teilaspekte des Plots in den Vordergrund treten würden, z.B. die Tatsache, dass die Eltern Alberts „Vertriebene“ sind und die Partnerin eine „Arbeitsmigrantin“.

Die Rubrik „Anpassung versus Emanzipation“ (45) umfasst Wolfgang Hegeners Beitrag zu Jean-Paul Sartres fiktionalen Text *Kindheit eines Chefs* und Günter Göddes Darstellung von Simone de Beauvoirs Autobiografie *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause*, die als Beispiel einer trotz heftiger Konflikte geglückten Emanzipation eingeschätzt wird. Mit großer psychologischer Einfühlung entwirft Sartre die Kindheit und frühe Jugend eines erbitterten Antisemiten. Er zeichnet einen Jungen, der von großen Verunsicherungen seiner geschlechtlichen Identität betroffen und bis hin zu akuten Depersonalisationen verwirrt ist, der ferner abgespaltene narzisstische Aggressionsexzesse erlebt und seine ersten Sexualerfahrungen in dramatisch scham- und ekelbesetzter Weise erlebt. Als „braves Kind“ wies er die Gewohnheit auf, mit einem Stock Brennnessel zu zerschlagen und dabei unablässig: „Ich liebe meine Mama“ auszurufen (50); als junger Erwachsener vermag er seine prekäre psychische Situation nur durch die Mobilisierung eines hoch explosiven Antisemitismus zu stabilisieren. Ob man dergleichen dissoziative Gewaltpotenziale (55) noch immer mit Béla Grunbergers Freudianischem Konzepten der „zwangsneurotischen Verarbeitung der Urszene“ oder des „frühen ödipalen Misserfolgs“ zu begreifen versuchen sollte (51f.), scheint fraglich; stehen doch jüngere und präzisere Konzepte des malignen Narzissmus, des Borderlines oder der Perversion/ Paraphilie zur Verfügung.

Die Frage nach dem wissenschaftlichen Zweck, die eine psychodynamische Paraphrase des Handelns und Geschehens um eine fiktionalen Protagonist/in erfüllen kann, darf freilich nicht aus den Augen verloren werden. Eine treffliche kasuistische Rekonstruktion gelingt Eva Jaeggis Beitrag über den Roman *Mann und Frau* der israelischen Autorin Zeruya Shalev, die eine vollkommen stagnierende Paar-Kollusion und eine männliche Konversionshysterie beschreibt. Auch Hilde Kronberg-Göddes Nachvollzug von Emma Bovary als Hysterikerin ist durchweg stimmig. Jedoch, wie die Autorin selbst unterstreicht, ist dies ähnlich bereits von Zeitgenossen Charcots, des ersten großen Hysterie-Theoretikers, Mitte des 19. Jahrhunderts festgestellt worden; zumal bekannt ist, dass Flaubert sich selbst intensiv mit dem einschlägigen klinischen Material seiner Zeit beschäftigte. Die überspannte Emma in ihren religiösen Erweckungs- und Größenfantasien, ihren sprunghaften Verliebtheits- und

Bewunderungstürmen, ihrer Nachlässigkeit und spontanen Abfälligkeit und in ihren imponierenden Somatisierungen ist in geradezu lehrbuchartiger Weise geeignet zu veranschaulichen, was man(n) damals und heute unter einer Hysterikerin oder einer „narzisstischen Fremd- und Selbstidealisierung“ versteht (87). Dass aber die Bovary eine Hysterikerin abbildet oder Hysterikerinnen in der Bovary abgebildet sind und als „bovaryistische“ Personen gelten können, ist letztlich nur bedingt erhellend. Wünschenswert wäre, wenn darüber hinaus ein spezifischer interdisziplinärer Mehrwert anvisiert werden könnte, etwa durch den Einbezug des jüngeren Syndrom-Konzepts der borderline Psychodynamik, das als Auffangbegriff für die im ICD theoretisch verwaisten Hysterien fungiert, oder aber – auch hier – die Beschäftigung mit der „Form“, d.h. mit der Beziehungsform Autor-Text-Leser/in, die Flaubert ja ausdrücklich und in eigentümlich moderner Terminologie als „psychologische Arbeit“ des Lesers anzubahnen sucht (77).³

Bei der Thematik der „zwanghaften Störungen“ fällt der literarhistorische Blick sofort auf Heinrich Manns *Professor Unrat* (1905), dessen Held der ‚analen Trias‘ von Ordnungssinn, Gerechtigkeitssinn und Sparsamkeit“ sowie den Kennzeichnungen eines „autoritären Charakters“ entspricht (103f.) (Eva Jaeggi). Der im Grunde borderline Persönlichkeitszerfall des unehrenhaft entlassenen Gymnasiallehrers bildet Züge des Anarchismus und der Verwahrlosung aus, bevor er sich von seinem Strafbedürfnis hinreißen lässt. Wolfgang Hegener stellt Percy Kemps Roman *Musk* (2002) vor, dessen zwanghafter Held in den fein säuberlich choreographierten Selbstmord geht, als das Eau de Toilette nicht mehr produziert wird, auf das er existenziell angewiesen ist. Die schwere, aber vollkommen kultivierte Zwangsstörung wird objektverhältnis-analytisch in der Funktion gesehen, eine verinnerlichte „beherrschende Objektbeziehung“ aufrechtzuerhalten, für deren Auflösung ein absoluter psychischer Zusammenbruch gefürchtet wird.

Der Phänomenologie der „Arbeitsstörung“ und dem in Deutschland noch weitgehend unterschätzten „Aufschiebe-Konflikt (procrastination)“ widmen sich Hans-Werner Rückert und Edith Püschel. Träumerische Selbstüberschätzung, Unfähigkeit zum Arbeitsbeginn, wiederholtes Aufschieben, Beschönigung und Verdeckung der inneren Widerstände, Resignation, Demütigung bei der Konfrontation mit dem eigenen Verhalten, Trotz und Wut sowie daraus begründetes weiteres Aufschieben der anstehenden Aufgabe. Diese Grunddynamik der Prokrastination zeichnet Rückert anhand des familienbiografischen Werdegangs des stark muttergebundenen Literatur-Dandys Marcel Prousts nach, wie auch an

³ Hier wären auch Schumachers (2003) Anmerkungen über Flauberts ‚Verrat‘ an der Bovary und Jean Améry's Wendung dessen mit einzubeziehen.

dessen epochalem Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (1913-1927). Wie zwingend die „klassisch Freudsche Betrachtungsweise [...] der Fixierung auf das ödipale Fantasma“ und die „Kastration des Schriftstellers“ durch den „writer's block“ ist (127), sei dahingestellt, zumal sich in Prousts Lebensgeschichte deutlich eine transgenerationale Interaktionsdynamik bis zur Großmutter mütterlicherseits sowie die Einwirkung der Belagerung von Paris 1870/71 abzeichnet, wodurch eigentlich andere und jüngere Theorieressourcen nahegelegt sind. In theoretisch behutsamer Darstellung widmet sich Püschel Pascal Merciers Roman *Perlmanns Schweigen* (1995), der die Innensicht eines an massiver Arbeitsstörung leidenden renommierten Linguisten gibt. Zusammen mit der existenziellen Profilneurose, Depression und bis ins Sadomasochistische und Paranoide reichenden Angst vor Anerkennungsentzug werden auch Ansätze einer familiengeschichtlichen Erinnerungsarbeit sichtbar.

Das psychoanalytische Stichwort der „narzisstischen Kompensation“ (145ff.) wird literarhistorisch eingelöst durch Henri Stendhals *Rot und Schwarz* (1830), Dieter Wellershoffs *Der Sieger nimmt alles* (2002) und Martin Walsers *Tod eines Kritikers* (2002). Hilde Kronberg-Gödde zeichnet in Stendhals Protagonisten Julien Sorel die Psychodynamik, Interaktionsmuster und den typischen Lebensverlauf einer hochgradig narzisstisch gestörten Persönlichkeit nach. Im Pathos von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zieht der immens ehrgeizige, begabte und grenzenlos eitle Handwerkersohn Julie als Hauslehrer zwei Frauen der Oberschicht in seinen Bann, verbleibt jedoch ganz und gar beziehungsunfähig, geht letztlich eine sadomasochistisch geprägte Beziehung ein und forciert, durch missliche Umstände um seinen Erfolg gebracht, selbst seinen endgültigen Untergang. Autorbiografische Seitenblicke auf Stendhals Mutterbindung ergänzen die weitgehend Freudsche Lesart. Heidi Möller betrachtet Wellershoffs Hauptfigur, die den Allmachtsträumen des Wirtschaftswunders im Nachkriegsdeutschland und der Anbetung von Geld, Arbeitssucht und Macht huldigt. Als ergänzende Aspekte dieser narzisstischen Karriere kommen das Kriegsleid und der Tod der Eltern sowie die von projektiver (Selbst-)Verachtung dominierte Beziehung zum eigenen Sohn in den Blick. Volkans Konzept der Spaltung und des ‚hungrigen Selbst‘ werden diesem Gegenstand gerecht; die Erwägungen von denkbaren Gegenübertragungsreaktionen der Leser/innen bleiben spekulativ.

Sieglinde Eva Tömmel beschäftigt sich mit Walsers vielfach als skandalös wahrgenommenen Schlüsselroman über seine Beziehung zu Marcel Reich-Ranicki. In durchweg stimmiger Weise begreift Tömmel den *Tod eines Kritikers* als literarische Manifestation, ja mehr noch: als narratives Ausagieren einer psychischen Situation des

„malignen Narzissmus“ seitens Walsers (nach Kernberg und Trimborn) (177).⁴ Damit ist ein im Grunde hoch instabiles, eigentlich borderline-nahes Syndrom bezeichnet, das nichtsdestoweniger häufig auch in gesellschaftlichen Hochleistungsbereichen vorzufinden ist und pikanterweise auch in der Rechtsradikalismus- und Täterforschung genutzt wird (Tömmel 2002, Reuleaux 2006). Umso verständlicher ist, wie sehr die Psychoanalytikerin Tömmel unter dem Übertragungsdruck eines Autors gestanden haben muss, der wie kaum ein anderer (vielleicht gefolgt von Bothos Strauß) jenes deutsche, narzisstisch-aggressive Beleidigt-Sein ausagiert, das gerade die heutige Situation des historischen Gedenkens in Deutschland oft so schwierig und peinsam macht. Wer jedoch die Täter-Opfer-Verkehrung oder den reaktionären Zorn in Walsers Prosa nicht nur nachvollzieht und rekonstruiert, sondern in ideologiekritischer Manier als „schlimm“ oder „geschmacklos“ bezeichnet (178, 169), verstrickt sich in die Gegenübertragungsfallen des Textes und wird letztlich zu eine Hilfsfunktion der auktorialen Abwehr. So schwer es auch fallen mag: Es gilt zu beherzigen, worauf Trömmel selbst als Haltung des ‚beteiligten Mitleidens‘ in Tilman Mosers Begriff des klinischen Lesens verweist (169f.)

In der Rubrik „Psychotisches Erleben“ wählt Isabelle Nathalie Koch trefflicher Weise die Erzählung *Gehirne* und zeigt die von Gottfried Benn subtil nachempfundenen (prä-)psychotischen Prozesse des jungen Pathologen Rönne auf. Dabei erfährt auch das interaktionale Feld der Figurenhandlung Berücksichtigung, und es werden Überlegungen zu Triangulierung und Symbolbildung angestellt. Gerhard Klein führt Herman Melvilles Erzählung *Bartleby* (1853) an. Darin wird die Beziehung zwischen einem hilflos besorgten Notar und seinem Anwaltskopsisten geschildert, der zunächst nur professionsbedingt zwanghaft zu sein scheint, aber dann schizophrene und katatone Symptome ausbildet und von keinem Entgegenkommen seiner Umgebung mehr erreicht wird. Im Abschnitt „Unbewusste Partnerwahl“ (205f.) liest Achim Würker Goethes *Faust* als widersprüchlichen und „tragischen“ „Macho“ (219, 213), dessen szenische Handlungen eine Ambivalenz von „Machtlosigkeit und Unterwerfung“ aufweisen. Das ist stimmig; schade nur, dass die Lorenzersche Tiefenhermeneutik, die einzige Tradition, die schon seit geraumer Zeit die gegenübertragungs-theoretische Kulturanalyse vertritt, so wenig methodologisch kontrolliert und so leiter-zentriert praktiziert wird. Zwar besteht der Vorsatz, das „Text-Leser-Verhältnis [...] zu beleuchten“, aber es wird letztlich statt einer qualitativen Rekonstruktion von

⁴ Hier wäre auch Hardtmanns (2001) Beitrag über Walser mit einzubeziehen.

Interaktionsmustern doch nur die Exegese des „latenten Sinns des Textes“ getrieben (209).⁵ Nicht zufällig schließt Würker mit einer Referenz an den „Recht gehabt“ habenden Freud und die „Feinfühligkeit“ und den „Mut“ Goethes (219).

Kochs zweiter Beitrag handelt über Uwe Johnsons Erzählung *Skizze eines Verunglückten* (1981). Der Protagonist, ein Findelkind, von mehreren ungünstigen Pflegeeltern erzogen, geht eine hoch-narzisstische, „symbiotische“ Beziehung und Ehe ein, schreibt einen Roman, muss in den Dreißigerjahren ins Exil, tötet im paranoiden, quasi-psychotischen Eifersuchtsaffekt seine Frau, nachdem diese eine längst verflossene Untreue mit einem dem Faschismus nahestehenden Mann eingestand, versucht in Haft mehrfach sich umzubringen und fristet sein Leben 18 Jahre nach seiner Entlassung als schmerz- und trostloser Übersetzer. Die Textuntersuchung ist analytisch-theoretisch stringent und unterstreicht die narzisstische Missbräuchlichkeit und „ungeheure Destruktivität“ des Protagonisten (228, 226). Wie oben bei Müller-Ebert leidet der Beitrag ein wenig (und macht leiden) an der nicht ganz abgestreiften Gegenübertragung auf den Text, was zu manchen eher engagiert-entrüsteten als analytischen Aussagen führt. Auch sollte man das Verdikt der „Destruktivität“ nicht allzu umstandslos auch der Erzählstruktur des Textes selbst unterstellen (221). Hildegard Baumgarts ergänzende Bemerkungen zu Johnsons Text scheinen von der Haltung eher geeignet, eine Figurenaussage wie den von der Auslieferung „der einzige[n], unersetzliche[n] und unheilbaren Stelle ich ihm“ auch emotional zu ihrem Recht kommen zu lassen (233).

Unter dem Rahmenthema „Liebe“ (241f.) schreibt Karla Hoven-Buchholz über Giuseppe Verdis Oper *La Traviata* (1854). Die titelgebende Frage: „Warum wir so gerne edle Prostituierte auf der Bühne streben sehen“, befragt den literarischen Topos der gutherzigen Kurtisane, die auf Intervention des Vaters den sie liebenden Bürgersohn zugunsten einer standesgemäßen Partie von sich stößt, bevor sie selbst an Schwindsucht stirbt. Die Freudianische Perspektive unterstreicht, dass hier für den männlichen Zuschauer „die Notwendigkeit“ antizipiert wird, „sich von der Liebe zur treulosen Frau, der ödipalen Mutter, zu lösen“ (246). Die Zuschauerinnen hingegen fasziniert die Aura der begehrten Frau, die „als gefallenes Mädchen [...] dem eigenen Vater begegnen könnte“ (248). Edde Uhlmanns genaue Analyse von Zeruya Shalevs eindringlichem und erschütterndem Roman *Liebesleben* beschreibt die missbräuchliche und perverse Abhängigkeitsbeziehung, die sich zwischen dem besten Freund des Vaters und dessen Tochter entspinnt und die der zynische Freund – ein zeugungsunfähiger Veteran der israelischen Armee – nur deshalb sucht, weil er und die Mutter

⁵ Zur Kritik der tiefenhermeneutischen Praxis vgl. auch Weilnböck/ Hechler 2002.

der Tochter sich einst liebten, aber wegen des Kinderwunsches der Frau nicht zusammenkommen konnten. Die Dynamik der „transgenerationalen Schuldverstrickung“, Trauer-Abspaltung und fatalen biografischen Nachfolge der Kinder wird aufgezeigt und mit psychotraumatologischen Überlegungen zu Triangulierung, Essstörung/ Inkorporation und Symbolbildung verknüpft (267). Würker beschreibt in Bernhard Schlinks *Vorleser* die komplexen psycho-sexuellen Beziehungsverstrickungen zwischen der früheren KZ-Aufseherin Hanna und ihrem zunächst minderjährigen Vorleser, der für seine Dienste sexuell entgolten wird. Die Schlussfolgerung, dass der „Roman die Bedeutung der aus einander widersprechenden Facetten zusammengesetzten Mutterimago [...] und deren Ambivalenz zur Geltung bringt“ (262), ist psychoanalytisch erwartbar. Umso wünschenswerter wären ergänzende Erkundungen z.B. der Form, Funktion und des Leser/innen-Bezugs dieses Erzählens; meint doch schon eine Figur des Textes, der Protagonist müsste „sein Verhältnis zur Mutter aufarbeiten“ (252). Desto besser ließen sich jene von Würker zurecht monierten wohlfeilen ideologiekritischen Verurteilungen abwehren, die pathetisch von der „Entsorgung deutscher Vergangenheit in der jüngsten Gegenwartsliteratur sprechen“ (Adolf Höfer) (251).

Katharina Messerschmidts Interpretation der interaktionalen Dynamik in Lessings *Emilia Galotti* ist präzise und auch historisch-philologisch angereichert. Die problemgeschichtliche Perspektive – hier der „weiblichen Problematik“ – birgt freilich gewisse Risiken. Die politisch so notwendige Kategorie der ‚Subjekt-Werdung der Frau‘ ist nicht immer auch als wissenschaftliche Kategorien sinnvoll. Im Ergebnis hat die Verquickung von politischen und wissenschaftlichen Ambitionen häufig nur Ideologiekritisches und unwissenschaftliche Besserwisserei hervorgebracht. Sicherlich: Emilia wird als „das Opfer eines männlichen Machtsystems“ zu begreifen sein (282); und „zu kritisieren sind [...] Herrschaftsverhältnisse [des] Tugendrigorismus und Despotismus“ (292). Aber soll man das 18. Jahrhundert oder Lessings Literatur wirklich „kritisieren“? Und ist es tatsächlich das Beklagenswerteste an Emilias komplexer Selbsttötung mithilfe ihres Vaters, dass sie selbst als Frau den Selbstmord nicht eigenständig und „für sich begeht“ (mit Prokop 283)? Vielmehr sollte doch die handlungsdynamisch Rekonstruktion des Geschehens das Ziel sein. Gerade die sehr einlässliche Beschreibung der textimmanenten Gewaltphänomene („Verführung ist die wahre Gewalt“) würde von einer psycho- und beziehungs-traumatologischen Perspektive stark profitieren, während die Affektenlehre des 18. Jahrhunderts hier nur eingeschränkt maßgeblich sein kann.

Hanna B. Schöpp-Schilling wählt eine eher systemische Perspektive auf Charlotte Perkins Gilmans berühmte Erzählung *Die gelbe Tapete*, die über die Situation der bürgerlichen Frau im puritanischen Amerika des 19. Jahrhunderts handelt. Die bekannte Sozialistin und Frauenrechtlerin erfuhr nach der Eheschließung und der Geburt ihrer Tochter einen chronisch-depressiven Zusammenbruch und geriet infolge dessen in eine absurde „Ruhekur“. Aus dieser Erfahrung ging die Erzählung über eine Frau hervor, die von ihrem Mann in selbiger therapeutischer Absicht in eine Dachkammer geschlossen und dort im Versuch, ein Tapetenmuster zu lesen, psychotisch wird. Es sind „letztlich beide, Mann und Frau, Opfer des patriarchalischen Systems“ (304) (vgl. auch Gilbert/ Gubar 1979). Ada Borkenhagen zieht Susan Streitfelds Film *Femal Perversions* (1996) heran und spannt einen fatalen Kosmos von weiblichem Karriereerfolg, (Selbst-)Fetischisierung der Frau aus Angstabwehr, Perversion, Depersonalisation, Panikattacken, Essstörungen, Kauforgien, Delinquenz und Selbstverletzung auf. Perversion wird in stimmiger Weise als Phänomen begreiflich, das nicht nur männlicher und sexueller Natur ist, sondern auch Frauen und „alltägliche Handlungen“ betrifft. Überzeugend ist der Beitrag eher trotz als wegen des Bezugs auf Freuds und Lacans Fetisch-Theoreme, die auf die „Penislosigkeit des Weibes“ und die „mütterliche Kastration“ abheben (308).

Michael Buchholz, von dem man hervorragende Analysen von therapeutischer Interaktion und Grundlegendes zur qualitativen Metaphernanalyse und Sozialforschung kennt, nimmt unter dem Rahmenthema „Soziale Schicksale/ Realität“ (315ff.) Choderlos de Laclos' *Gefährliche Liebschaften* – wie auch Philip Roth' *Der menschliche Makel* zum Ausgang seiner Überlegungen über die Intrige – und das Gute bzw. Böse der Aufklärung überhaupt. In einer inspirierten geistesgeschichtlichen Tour de force, die es mit den publizistischen Größen der aktuellen Feuilletonszene aufnehmen kann, wird Kleists Kant-Krise, Fichtes Subjektivismus und Hofmannsthals Sprachkrupel bis hin zu Girards Gewalt- und Opferbegriff, zu Habermas, Goffman, Sloterdijk und anderes mehr verhandelt. Die zentrale Aussage, dass der Kognitivismus der Psychologie stets die basale Bedeutung des Anderen und die Vorgängigkeit der Interaktion unterschlug, bietet einen Anker. Dem Leser fällt kaum auf, dass leider keine handlungstheoretische Textanalyse erfolgt, was dieser Autor nachweislich sehr gut kann und die Geisteswissenschaften im allgemeinen eben nicht. Feuilleton hingegen gab's dort immer schon mehr als genug.

Unter dem psychologischen Begriff des „Altruismus“ beschäftigt sich Peter Dettmering mit zwei Romanen von Henry James' – *Watch and Ward* und *Portrait of a Lady* (1871, 1881).

Er weist auf einen Typus von Mädchengestalten hin, die langsam reifer und erwachsener werden, während die „suizidalen männlichen Protagonisten“ zurückbleiben. Dettmering sieht einen Zusammenhang zu dem von Winnicott konstatierten klinischen Sachverhalt, dass die „abgespaltenen gegengeschlechtlichen Anteile einer Persönlichkeit“ nur langsam reifen (343). Eva-Maria Alves betrachtet ein Barockgedicht von Chatarina Regina von Greiffenberg unter dem Aspekt des „Trutz“, der im Lichte von Kohut sowie von van de Spijkers Begriff der „narzisstischen Kompetenz“ ein gesundes Widerstandspotenzial gegen potentielle Usurpatoren der Glaubenskriege signalisiert wie auch den „ununterbrochenen Zustrom“ von positiv-narzisstischen und „kreativen“ Impulsen (362).

Kaum ergiebig und stets verfänglich hingegen ist das Heranziehen C.G. Jungs, stellt doch dessen Modell eher eine Mythologie als ein wissenschaftliches Instrument dar. Hinzu kommt: C.G. Jung auf Peter Handke anzuwenden, heißt, zwei „Privatmystiker“ (345) zusammen zu bringen, was der wissenschaftlichen Wahrnehmungsernüchterung kaum dienlich sein kann. Die Feststellungen, dass Handkes *Linkshändige Frau* eine „Verkörperung des Jungschen Anima-Archetypus“ ist (356), dass ihr also eine altruistische „Heiligkeit“ und „inspirierende Wirkung“ zukommt (353) und sie „für den Mann die Mittlerin zum Unbewussten“ ist, laufen Gefahr, ein narzisstisch aufgeladenes literarisches (Selbst-)Bild des Autors mit- und auszuagieren, anstatt es in seiner narrativen Funktion handlungsdynamisch zu rekonstruieren. Diese grundsätzlichen Monita sehen gänzlich ab von der eigentümlichen Verstrickungen C.G. Jungs zur Zeit des Nationalsozialismus, von denen ich persönlich nicht würde absehen können;⁶ dies umso mehr, als Wolfram Frietsch genau in dem Moment, als er zum Referat von Jungs Philosophemen anhebt, mit gewissem Pathos in den Pluralis (majestatis) verfällt (352f.) und dann auch noch Jungs Wortwahl der „minderwertigen Subjekte“ und des „minderwertigen Denkens“ ausführlich zitiert, ohne sie zu kommentieren.

Die Wahl einer psychologischen Kategorie des „Freiheitsstrebens“ (391) bedingt das Risiko der Verwechslung mit politisch verstandenen Kategorien des „Verlangen[s] nach der Freiheit“, die Gefahr laufen, sich unversehens mit dem mitunter fundamentalistisch getönten Befreiungspathos des 20. Jahrhunderts zu überschneiden. Alfred Anderschs Leben und autobiografische Erzählungen haben den Begriff der Freiheit vielfach dekliniert. Der Schulverweigerer, Sohn eines nationalsozialistischen Vaters der ersten Stunde, war später vorübergehend Kommunist, dann resignierter Soldat, der – erst – im letzten Kriegsjahr

⁶ Vgl. auch Rühling in Arnold/ Detering (1996) über die anti-rationalen, anti-modernen und „prä-faschistischen Tendenzen“ der Jungschen Theorie (493), die „den Geist ihrer Entstehung allzu offen auf der Stirn trägt, als dass sie wissenschaftlich noch in ganzem Umfang ernst genommen werden kann“ (497).

desertierte, dies dann jedoch mit einem „unbändigen Triumphgefühl“ erlebte. Wenn aber Andersch „Anarchiegefühl“ und „grandiose Unbekümmertheit“ sagt (393), und Günter Götde diesbezüglich von „freiheitlicher Stimmung“ und „Abwehr gegen Gruppenzwängen“ spricht, tut er gut daran, auch einen Begriff wie den von Horney's „narzisstischer Persönlichkeit“ immerhin anzumerken. Denn „Freiheit“ mag eventuell lediglich die „Bedürftigkeit“ des „grandiosen narzisstischen Selbst“ bedeuten. Letztlich jedoch muss bei Götde die Sympathie mit dem „Nonkonformisten“ und „Kritisch-Unbestechlichen“ (394) dafür einstehen, was begrifflich ungeklärt bleibt. Auch ist der Beitrag selbst nicht frei davon, mit einer recht unvermittelten Huldigung an Andersch's Huldigung an Freud zu schließen. Eine kurze Referenz an Sartres „existenzialistische Freiheitsphilosophie“ ging voraus, die doch gerade in psychologischen Hinsichten als überaus problematisch einzuschätzen wäre. Denn einerseits war es mit Sartres „entschiedener Résistance-Haltung“ nicht so weit her (392); und andererseits ist das Sartresche existenzialistische Charisma des Politisch-Engagierten inzwischen auch in seinen Qualitäten der „totalitären Verführung“ erhellt worden.⁷ Bei Elias Canetti's *Die gerettete Zunge* ist diese Versuchung schon vom Sujet her weniger gegeben. Monika Englisch arbeitet anhand von „einzelnen Szenen“ die „aufeinanderfolgenden Phasen der psychischen Verarbeitung von Migrationserfahrung“ heraus (nach Grinberg/ Grinberg; 370). Bereits als Kind konnte Canetti den „Übergangsraum“ einer reichen Fantasietätigkeit nutzen, um die belastenden Erfahrungen im Sinne der imaginativen Methoden der Psychotherapie „ins persönliche Narrativ“ zu übersetzen (mit Sachsse 372). Englisch's kasuistische Veranschaulichungen zielen nicht auf literaturwissenschaftliche Befunde ab.

Insgesamt jedoch wird deutlich: Einzeluntersuchungen über literarische Texte den Rahmen einer psychologischen Kasuistik zu geben, ist nicht nur legitim, sondern kann erhellend und wissenschaftlich produktiv sein. Freilich darf dabei die Gefahr nicht aus den Augen verloren werden, dass über die kasuistische Orientierung und die nomenklatorische Zuweisung der Werke nicht die genaue textanalytische Arbeit und kultur-/ gesellschaftstheoretische Abwägung vernachlässigt wird. Dies trifft ähnlich auch für den strukturell analogen Band von Hannes Fricke zu (der in diesem Band von xx eigens besprochenen wird).⁸ Auch Jaeggi/ Göddes et al. bemerkenswertes Lehrbuch der

⁷ Vgl. Mario Vargas Llosa in: *Welt am Sonntag* 15/05, S. 69 und Ulrike Ackermann 2000 sowie in *Mercur. Deutsche Zeitschrift für Europäisches Denken* 7/2005, 631ff.

⁸ In Fricke's Sammlung von Literaturanalysen, die schon wegen der Fülle der angesprochenen Texte und Filme aus einem Fundus der internationalen Kanon- und Off-Kanon-Literatur überaus lesenswert ist, ist die Gliederung nicht anhand von Neurosenlehre und Konflikt- und Abwehr-Psychodynamik, sondern entlang der grundlegenden Aspekte der speziellen Psychotraumatologie vollzogen (z.B. Vernachlässigung, Flucht und Vertreibung, Folter, sexualisierte Gewalt).

‚Tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie‘ gehört hierher, denn das Buch bemüht sich um eine didaktisierte Darstellung von tiefenpsychologischen Grundlagen, Neurosenlehre, psychischen Störungen und Behandlungstechnik und fügt dabei auch je zwei Weiterbildungsmodule ‚Tiefenpsychologie und Literatur‘ sowie „Kulturtheorie“ ein (von Kronberg-Gödde bzw. Gödde). In den kulturtheoretischen Teilen werden historische Themen/ Texte und Schlüsselbegriffe der Sexualmoral (Freud, Gunter Schmidt), der Massenpsychologie und Kriegsbereitschaft (Freud, Fromm, Mentzos, Volkan) und der narzisstischen Machtdynamik (Altmeyer, Wirth, Buchholz) vermittelt. In den literaturpsychologischen Modulen plädieren die Autor/innen mit Michael Buchholz dafür, „gerade zeitgenössische Literatur zum Gegenstand von psychotherapeutischen Ausbildungen zu machen“ (274). In den Literaturbeispielen werden Ausrisse von Maatren t’Harts *Die Regenbachvögel* gegeben, um daran die Problematik der „schizoiden Charakterentwicklung“ vor dem Hintergrund einer symbiotischen Eltern- und Ehe-Beziehung zu erläutern. In Theodor Fontanes *Effi Briest* werden die verhinderte Ablösung zwischen Eltern und Tochter akzentuiert. Der Impetus ist kein wissenschaftlicher, sondern einer der didaktischen Handreichung. Dass die Romaninhalte im Leitervortrag „referiert“ und die Textpassagen lediglich „diskutiert“ werden sollen, stellt jedoch eine für eine psychotherapeutische Ausbildung allzu konventionelle Didaktik dar.

Auch das jüngste von Borkenhagen herausgegebene Jahrbuch des ‚Colloquium Psychoanalyse‘, das an der Humboldt-Universität in Berlin tagt, wird ganz überwiegend von klinischen Autor/innen bestritten und zeugt davon, dass die Initiativen einer interdisziplinären Kulturpsychologie in jüngster Zeit vor allem aus der Psychologie/ Psychotherapiewissenschaft und nicht so sehr aus den Geisteswissenschaften kommen. Das Jahrbuch enthält Filmanalysen und psychotraumatologische Beiträge (jedoch keine psychotraumatologischen Filmanalysen, wie der Untertitel des Einbandes suggeriert). Thomas Morsch gibt einen überaus klaren und einschätzungssicheren Überblick über die vorwiegend Lacansche Filmtheorie, die mit Jean-Louis Baudry, Christian Metz und Laura Mulvey stets eine (allzu) abstrakte Theorie des filmischen Mediums war und mittels des Lacanschen Spiegelstadiums in zeittypischer Ideologiekritik die „patriarchale Disposition des filmischen Apparats“ herausstrich (15) und die Fragen nach den Inhalten und der empirischen Rezeption vergaß. Ausgerechnet am Paradigma des Horrorfilms und insbesondere des Slasher- und Splatter-Genres macht Morsch (mit C. J. Clover) deutlich, wie weit über die ideologiekritischen Ansätze hinausgegangen

werden kann und muss, und dass die Komplexität der medialen Interaktion erfordert, die „Identifizierungen der Zuschauer“ als „multipel, ambivalent und mobil“ aufzufassen.⁹

Die Filmanalysen des Bandes lassen spüren, wie günstig es ist, wenn Kulturwissenschaftler/innen auch über Theorie- und Praxiskompetenzen im klinisch-therapeutischen Bereich verfügen. Der Lehranalytiker Gerhard Schneider weist auf die „narzisstisch xenophoben“ Bindungsformen des (malignen) Narzissmus in Hitchcocks *Psycho* hin. In gleichermaßen detailgenauer Arbeit stellt Schneider mittels bindungs- und beziehungslogischer Ansätze die Dynamik von Allmacht und Ohnmacht sowie die Dialektik von Identitätsbildung und -verflüssigung in Tom Tykwers *Lola rennt* dar. Peter Dettmering gibt eine treffliche psycho- und werkbio-graphische Skizze des englischen Regisseurs David Lean (*Lawrence of Arabia*) und unterstreicht die paranoiden und suizidalen Aspekte. Abbrescia-Rath macht Beobachtungen zu Nicholas Rays bemerkenswertem Western *Johnny Guitar* (1954; dt.: *Wenn Frauen hassen*), zur Bedeutung von Name/ Sprache und zum Geheimnisvollen/ Unheimlichen im Film.¹⁰ Hans-Dieter König unternimmt eine Filmanalyse von Danny Boyles *Trainspotting* aus dem Milieu der Glasgower Heroinabhängigen. Die Lorenzersche Tiefenhermeneutik wird als Methode der qualitativen Kulturforschung eingeführt und soll die „unterdrückten Lebensentwürfe“ und den „latenten Sinn“ des Films erschließen (65f., vgl. hier oben zu Würker). Aspekte von suizidaler Angstlust, unabgelösten, symbiotischen Familien- und Mutterbeziehungen sowie des „Niederschlag[s] gesellschaftlicher Verhältnisse [...] und neoliberaler Ideologie“ werden isoliert. Nicht wirklich jedoch werden auch hier, obwohl König Sozialpsychologe ist, qualitativ-empirische Forschungsmethoden eingesetzt.

Aus den besprochenen Beiträgen lassen sich folgende Desiderate für eine interdisziplinäre Kulturwissenschaft bzw. Literaturpsychologie der Zukunft formulieren.

(1) Angeraten scheint, die Wahl der tiefenpsychologischen Ressourcen mit größter Sachorientierung zu vollziehen und jegliche schulenfixierte bzw. idiosynkratische Theoriepräferenz zu vermeiden. Warum sollte heute immer noch schwerpunktmäßig mit Freuds Urszene- oder Ödipus-Konzepten und Lacans ‚Begehren‘ oder Jungs ‚Anima/us‘ o.ä.

⁹ aaa Freilich wäre noch auf weitere, nicht-Lacanianische Filmanalysen zu verweisen (wie z.B. auf Jesch/ Stein 2001) und insbesondere auf die empirische Mediennutzungs-Forschung zu diesem Genre, zumal dort, wo sie mit qualitativen Methoden arbeitet (z.B. Pette/ Charlton in Charlton/ Schneider 1997).

¹⁰ aaa Dass dieser *Western noir* dem Genre der verdeckten Shoah-Thematisierungen angehören könnte, wird eventuell geahnt aber nicht ausgeführt. Denn ein zentraler Satz des Drehbuchs, den Abbrescia-Rath zitiert, lautet: „Wenn ihr Vienna [die ‚böse‘ der beiden weiblichen Protagonistinnen] als Dame behandelt, werden bald eure Frauen und Kinder wie Vieh hinter Stacheldraht landen“ (54), ein Bild, das dem Bergbau-Ambiente dieses Films nicht entspricht.

argumentiert werden? (51f., 127, 145ff., 219, 246, 308, 345, 395) Grundannahmen darüber, dass der Fetischismus entstand, als der kleine Junge an der Mutter emporblickend den Penis vermisste, oder dass mit Lacan überall ein prinzipiell unstillbares ‚Begehren‘ drängt, sind interpretatorisch wenig hilfreich und in der Wissenschaftslandschaft nach wie vor kaum vermittelbar. Warum nicht entschieden mit den wesentlich weiter führenden, jüngeren Konzepten arbeiten, etwa denen der Objektverhältnis-Theorie, der Bindungstheorie, der jüngeren qualitativen Interaktions- und Psychotherapieforschung, der Gruppenanalyse, der Psychotraumatologie, der jüngeren Forschung über Störungen des mittleren, borderlinen Niveaus etc., zumal diese ja das Brauchbare an den älteren Psychoanalysetraditionen durchaus kenntlich mit sich führen?

(2) Ferner scheint empfehlenswert, sich in der Textanalyse nicht zu sehr nur auf eine Figur bzw. die/den Protagonist/in zu konzentrieren. Nicht dass etwa die psychologische Figurenanalyse nicht statthaft wäre, wie die rein deskriptiv verfahrenen Philologien nicht müde werden zu unterstellen. „Der triviale Einwand gegen die psychoanalytische Textdeutung, man könne eben literarische, d.h. fiktionale Figuren ‚nicht auf die Couch legen‘, greift also entschieden zu kurz. Als ob je Menschen auf die Couch ‚gelegt werden‘“ (Schönauf 104, 120). Demgegenüber gilt es mit Alan Palmer die Entwicklung einer systematischen „study of fictional minds“ als einen eigenen klar umgrenzten Bereich der Narratologie anzustoßen. Dieser „fictional mind“ jedoch sollte stets konsequent im systemischen Zusammenhang der Interaktion mit den sie umgebenden anderen Figuren bzw. den narrations-impliziten inneren Objektrepräsentanzen betrieben werden, um nicht den psychologischen „Intrapsychismus“ einer älteren Individualanalyse zu wiederholen (Fischer 2000, 20).

(3) Konsequent literaturpsychologisches Arbeiten bedingt eine handlungstheoretische und interaktionsanalytische Perspektive auf Literatur/ Medien mit einem entsprechend erweiterten Gegenstandsverständnis und einer methodologischen Ergänzung durch qualitativ-empirische Rezeptionsforschung. Nicht mehr nur der Text und dessen ‚Inhalt‘, sondern auch dessen ‚Form‘, genauer: die ihm inhärente Autor-Text-Leser-Interaktion, bildet den eigentlichen Gegenstand des literaturpsychologischen Ansatzes. Literarische Texte zu schreiben und zu lesen, stellt eine intentionale, spezifisch motivierte und von Abwehr- und Ermöglichungsmechanismen gekennzeichnete Handlung dar; sie beruht auf mentalen Prozessen, mittels derer Personen ihre biografischen Erfahrungen psychisch bearbeiten und/ oder defensiv abwehrt bzw. reaktiv ausagiert (indem z.B. ein/e Autor/in projektiv-identifizierende Abwehr- und Aggressionsübertragungen zwischen ihrem Text und den

Leser/innen anvisiert¹¹). Hier ereignet sich soziale Interaktion und ‚literarische/ mediale Sozialisation‘ als tiefenpsychologischer Prozess, den es zu rekonstruieren gilt (Eggert/ Garbe 1995; Charlton u.a. 1992, 1997; Weilnböck 2003a).

(4) Der psychoanalytische Begriff, der dieser interaktions- und formanalytischen Perspektive auf Literatur/ Medien am nächsten liegt, ist der Begriff der (Gegen-)Übertragung; der entsprechende methodologische Ansatz ist die Gegenübertragungsanalyse, also die Untersuchung der affektiven und assoziativen Spuren, die ein Erlebnis der Textbegegnung bei den Rezipient/innen hinterlässt. Jedoch: Über textuelle Übertragungen und ‚Leserfantasien‘ lässt sich trefflich spekulieren; vor allem jedoch müssen sie qualitativ-empirisch untersucht werden. Als Praktiker/innen zwar beziehen die Interpret/innen in Jaeggi/ Kronberg-Gödde mit großer Selbstverständlichkeit ihre subjektiven Lektürreaktionen mit ein, dies jedoch in unzureichender Weise, nämlich lediglich in einleitenden oder zwischendurch angefügten Bemerkungen (z.B. 166, 195, 209ff., 221, 251ff., 265). Wo jedoch kein systematisches Verfahren einer methoden-gestützten Kontrolle eingesetzt wird, liegt die alte hermeneutische Verführung allzu nahe, lediglich eigensinnige ‚Bedeutungs‘-Zumutungen zu oktroyieren. Wünschenswert wäre die Entwicklung eines soliden qualitativ-empirischen Settings der Erhebung sowie Standards der transparenten, hypothesengestützten Auswertung. Auch wird man dabei gut beraten sein, grundsätzlich mit Gruppenerhebungen oder mit einem Sample von mehreren Einzelerhebungen zu arbeiten, wobei jedenfalls die Lektürreaktion der durchführenden Forscher/in nicht in die Auswertung und Ergebnispräsentation mit eingehen sollte.

Hierbei fällt auf: Der hermeneutische Beharrungssinn und dessen methodologische Unzulänglichkeiten sind nicht nur in den konventionellen Geisteswissenschaften, sondern überraschenderweise auch in der (älteren) Psychoanalyse zu finden. Beide Bereiche leist(et)en auf ihre Art Widerstand gegen interdisziplinäre Ansätze und weisen starke Bindungen an ältere Autoritäten und Interpretationsroutinen auf. Freilich: Der Verführungen der Grandiosität ist jede/r – kongeniale – Hermeneut/in ausgesetzt, ganz egal ob sie literarische Texte oder Patientenerzählungen interpretiert. Und hier muss abschließend kritisch hinterfragt werden, warum Psychotherapeut/innen auf so emphatische Weise die Literatur als Quelle für psychodynamische Kasuistiken nutzen (Jaeggi/ Kronberg-Gödde, Jaeggi/ Gödde et al.), anstatt sich der peinsamen Aufgabe zu widmen, sich selbst und gegenseitig in die Karten ihrer therapeutischen Praxis zu sehen und die notwendige Fülle an genauen Kasuistiken direkt aus

¹¹ Vgl. Weilnböck 2003b, 2004a.

der Reflexion und Dokumentation der eigenen Arbeit zu beziehen. Hieran nämlich besteht Mangel. Solange Literatur sozusagen als kulturelles Sahnehäubchen den Wissenschaften aufgepflanzt wird, um dem „derzeitigen Trend“ zu entgegnen, „die Psychotherapie mit allen Mitteln verwissenschaftlichen zu wollen“ (Jaeggi/ Gödde et al. 274), sind anti-aufklärerische Impulse und Affekte von Angst und reaktiver Aggression wirksam. Die wiederholte Beteuerung, dass die Dichter, „einem Freud-Wort zufolge“ in manchen Bereichen mehr über den Gegenstand wissen als „die darauf spezialisierten Wissenschaftler“ (Jaeggi/ Kronberg-Gödde 341), mag höflich gemeint sein, so auch Sieglinde Tömmels Klage, dass die Analyse der Literatur „bedauerlicherweise“ etwas „von ihrem Geheimnis“ nimmt (ebd. 170). Sie ist jedoch fragwürdig und kaum zielführend. Nicht nur deshalb, weil, wo so viel ungedeckter Vorschussrespekt gezollt wird, oft eine gut kaschierte Anmaßung auf den Fuß folgt, so dass Psycholog/innen nicht selten disponiert scheinen, die Spreu der „Trivialliteratur“ vom Weizen der „literarisch ausgefeilten Sprache“ zu trennen, und sich anheischig machen, die Werke „dem Leser [...] zu erschließen [...] besser als Literaturwissenschaftler“ es können (Jaeggi/ Kronberg-Gödde 15ff.). – Die/der interessierte Leser/in wird sich vor beiden in Acht nehmen müssen!

Schädlich ist diese bildungsbürgerliche Ehrfurcht jedoch vor allem deshalb, weil sie die un- und anti-wissenschaftlichen Latenzen der Philologien unterstützt. Diese nämlich verstehen, wie Gottfried Fischer kürzlich unterstrich, das „Kunstwerk als Geheimnis“ und weisen ihm eine „sakrosankte Position“ zu: „Man mag das [Heiligtum des] Kunstwerk[s] bewundern, es ablehnen oder bekämpfen. [...] Das wahre Sakrileg jedoch ist seine ‚Analyse‘“; sie wird „als Verrat“ empfunden (2005, 13). Umso mehr sollten die Psychotherapeut/innen der Literatur(wissenschaft) selbstbewusst entgegentreten, d.h. ihr einen Fundus an eigenem kasuistischen Erzählmaterial (im Sinne der neueren Narrationsforschung etwa bei Boothe 1994, Richter/ Stein 2004 oder Weilnböck 2004b) und ein transparentes methodisches Instrumentarium antragen. Auf diese Weise könnten die psychologischen Praktiker/innen einen ganz entscheidenden Anstoß zu Erschaffung einer wirklich interdisziplinären, handlungswissenschaftlichen Kulturforschung leisten. Die Philolog/innen hingegen, die verbeamtete geisteswissenschaftliche Universitätslehrstühle innehaben, würden diesen Anstoß wahrnehmen und sich verantwortlicher Weise fragen, wie hinnehmbar es eigentlich ist, dass der ureigenste Gegenstand der Philologien von psychologischen Autor/innen auf eine wissenschaftlich so überaus zukunftsfähige Weise neu erfunden wird – und zwar ganz ohne philologische Beteiligung.

Literatur

- Ackermann, Ulrike: *Sündenfall der Intellektuellen*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2000.
- Bohleber, Werner und Sibylle Drews (Hg.): *Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart*, Stuttgart: Klett-Cotta, 2001.
- Boothe, Brigitte: *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1994.
- Charlton, Michael und Sylvia Schneider (Hg.): *Rezeptionsforschung. Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien*. Opladen, 1997.
- Charlton, M. / K. Neumann(-Braun). *Medienkindheit – Medienjugend. Eine Einführung in die aktuelle kommunikationswissenschaftliche Forschung*. München: Quintessenz, 1992.
- Eggert, Hartmut und Christine Garbe: *Literarische Sozialisation*. Stuttgart: Metzler, 1995.
- Fischer, Gottfried: „Von den Dichtern lernen ...“. *Kunstpsychologie und dialektische Psychoanalyse*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005.
- Fischer, Gottfried: „Psychoanalyse und Psychotraumatologie“, in: *Freiburger Literaturpsychologische Gespräche / Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse*, Bd. 19: *Trauma*, hg. von Wolfram Mauser u.a., Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000, S. 11-26.
- Gilbert, Sandra M. und Susan Gubar: *The madwoman in the attic. The woman writer and the nineteenth century literary imagination*. New Haven: Yale University Press, 1979.
- Hardtmann, Gertrud: „Nachträglichkeit und das Trauma der Erinnerung. Vom Geist, der stets das Gute will und doch das Böse schafft. Die Walser-Rede und -Debatte 1998“, in: Bohleber/ Drews (Hg.), 2001, S. 139-153.
- Pette, Corina und Michael Charlton: „Videosessions – ritualisierter Rahmen zur Konstruktion von Gefühlen“, in: Charlton/Schneider (Hg.) (1997). S. 219-240.
- Pietzcker, Carl. „Mein Weg zu einer psychoanalytisch orientierten Literaturwissenschaft“, in: *Freiburger Universitätsblätter*, Heft 161, Sept. 2003. S. 63-77.
- Richter, Reiner und Malte Stein: „Untersuchungen zum therapeutischen Potential der Erzählkommunikation. DFG-Antrag im Kontext der DFG-Forschergruppe ‚Narratologie‘ an der Universität Hamburg.“ Unveröffentlichtes Antragsmanuskript, 2003
- Reuleaux, Nele: *Psychoanalytische Täterforschung und intergenerative Traumatransmission*. Unveröffentlichtes Buchmanuskript; in Verhandlung mit: Psychosozial-Verlag, 2006
- Rühling, Lutz: „Psychologische Zugänge“, in: *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, hg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering, München: Dtv, 1996, S. 479-498.
- Schönau, Walter: *Einführung in die psychoanalytische Literaturwissenschaft*. Stuttgart: Metzler, 1991
- Schumacher, Klaus: „Jean Améry's Autorschaft im Zeichen eines gebrochenen Vertrages“, in: *Erinnerte Shoah – Die Literatur der Überlebenden*, hg. von Walter Schmitz, Dresden: Thelem, 2003, S. 223-235.
- Stein, Malte und Tatjana Jesch: „Jungfernfahrt unter Vollgas‘. Zur Darstellung von Adoleszenz in James Camerons *Titanic*“, in: *Allgemein-Wissen. Kulturelle Kommunikation in populären Medien*, hg. von Hans Krahl, Kiel: 2001, S. 234-263.
- Tömmel, Sieglinde Eva (2002): „Identität und ‚Deutsch-Sein‘. Ein kulturpsychoanalytischer Beitrag zum Verständnis der neuen rechtsradikalen Gewalt in Deutschland“ in: *Gewalt und Zivilisation. Erklärungsversuche, Deutungen*, hg. von Anne-Marie Schösser und Alf Gerlach, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Weilnböck, Harald: „Leila: Dissoziative (Medien-) Interaktion und Lebensweg einer jungen Erwachsenen. Eine (medien-)biografische und psychotraumatologische Fallstudie.“ In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, (2003a.) www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03weilnböck-d.htm.
- Weilnböck, Harald: “‘I just don’t like psychopathology.’ The Inability of the ‘Geisteswissenschaften’ (Philologies/ Literary Studies) to Become Interdisciplinary – with Some Thoughts on Narrative Metalepsis and Psychic Dissociation, in: *Forum Qualitative Sozialforschung*, www.qualitative-research.net. In Vorbereitung (2006a).
- Weilnböck, Harald: „‚Das ist eine Überschreitung der disziplinären Zuständigkeitsbereiche!‘ Zur Abwehr der Philologien gegen Ansätze der psychologischen und handlungstheoretischen Kulturforschung. Ein Votum für die qualitative Erforschung der institutionellen Verfahrensdynamiken in den Geisteswissenschaften“, in: www.literaturkritik.de. In Vorbereitung (2006b).
- Weilnböck, Harald: “Psychotrauma, Narration in the Media, and the Literary Public – and the Difficulties to Become Interdisciplinary”, in: *Narratology Beyond Literary Criticism*, hg. von Jan-Christoph Meister, München: De Gruyter, 2004b, S. 239-264.
- Weilnböck, Harald: „Claude Lanzmanns ‘Shoah’ und James Molls ‘Die letzten Tage’. Psychotraumatologische Analysen von Bearbeitungen der Shoah im Film“, in: *Erinnerte Shoah – Die Literatur der Überlebenden*. Beiträge des Internationalen Kolloquiums an der Technischen Universität Dresden unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Johannes Rau, hg. von Walter Schmitz, Dresden: Thelem, 2003b, S. 444-494.

Weilnböck, Harald und Oliver Hechler: Besprechung von Achim Würker, Sigrid Scheifele und Martin Karlson: *Grenzgänge. Literatur und Unbewusstes. Zu Heinrich von Kleist, E.T.A. Hoffmann, Alfred Andersch, Ingeborg Bachmann und Max Frisch*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1999. In: *Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse* 20, 2002.